

31. Jhg. NOVEMBER 2022 Nr. 11 (408)

MASURISCHE STORCHENPOST



Auch der November hat schöne Tage S.15 Foto: Ewa Dulna



**Generalkonsulin Cornelia Pieper (4.v.l), Attaché Jörg Fahland (3.v.l), Dr. Gunnar Schellenberger (5. v. r.)
und Chris Schulenburg (6. v. l.) zu Gast bei der deutschen Minderheit in Allenstein . S. 3
Foto: Uwe Hahnkamp**

Allenstein. Überraschende Visite

Vom Kulturerbe und der deutschen Minderheit

Auf Vermittlung des Generalkonsulats der Bundesrepublik Deutschland in Danzig (Gdańsk) konnten die Vertreterinnen und Vertreter der deutschen Minderheit in Ermland und Masuren am 3. November den Präsidenten des Landtags von Sachsen-Anhalt, Gunnar Schellenberger und den Abgeordneten zum Landtags, Chris Schulenburg begrüßen. Die kurze Visite fand im Haus Kopernikus, dem Sitz der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit (AGDM), statt.

Der enge Zeitplan der Gäste aus Deutschland ließ am frühen Nachmittag des 3. November kein langes Treffen zu, doch die Begegnung verlief mit intensiven Gesprächen in freundlicher Atmosphäre. Die Seite der deutschen Minderheit vertraten die Gastgeber der AGDM mit ihrem Vorsitzenden Piotr Dukat an der Spitze, Henryk Hoch, der Vorsitzende des Verbandes der deutschen Gesellschaften in Ermland und Masuren (VdGEM) und Barbara Willan, der Vorsitzende der Masurischen Gesellschaft. Außerdem war Wiktor Marek Leyk, der Beauftragte für Fragen der Minderheiten des Marschalls der Woiwodschaft Ermland-Masuren gekommen. Mit leichter Verspätung stießen auch Generalkonsulin Cornelia Pieper und Attaché Jörg Fahland dazu.

Aktivitäten, Anerkennung, Angebote

Anna Kazańska von der AGDM sowie Henryk Hoch präsentieren die Tätigkeiten der deutschen Minderheit in der Region und die Probleme, mit der sie konfrontiert wird. Besondere Anerkennung

fand bei Gunnar Schellenberger, der auch Präsident des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz ist, der Einsatz für das bauliche kulturelle Erbe der Regio, gerade auch das aus ihrer deutschen Geschichte. Spannend fand er außerdem den aktuellen kritischen Umgang mit umstrittenen Denkmälern, wobei er aus eigener Erfahrung in Deutschland für deren Erhalt als Zeitzeugen mit pädagogischer Einbettung plädierte.

Sachsen-Anhalt pflegt auch eine Zusammenarbeit mit der Woiwodschaft Ermland-Masuren auf der Ebene der Forstwirtschaft, etwa im Bereich des Landschaftsparks Lautenburg (Lidzbark). Die Besichtigung von Natur und Kultur kam zwar wegen der Kürze der Reise zu kurz, aber es soll weitere Besuche mit einer größeren Gruppe geben. Die beiden Politiker aus Deutschland boten den Vertretern der deutschen Minderheit eine Kooperation im kulturellen Bereich an und luden sie zu einem Besuch nach Sachsen-Anhalt ein.

Als weitere Unterstützung für die Minderheit wäre ein Einsatz des Landtags von Sachsen-Anhalt gegen die sich abzeichnenden Mittelkürzungen für deutsche Minderheiten im Ausland wünschenswert. Damit die Arbeit für das deutsche Kulturerbe in der Region, in Polen und in anderen Ländern weitergehen kann.

Uwe Hahnkamp

Gert O. E. Sattler

Hinter Kirchen und Kapellen

Es liegt so mancher Friedhofsstein
auf Ackergrund und Trift.

Und man erkennt im Widerschein
den Stern, das Kreuz, die Schrift.

„Hier ruht in Gott . . .“, fest eingeprägt
mit scharfem Meißelschnitt
die Inschrift einen Namen trägt
auf Marmor, auf Granit.

Und könnt er weinen: Jeder Stein
schrie allen Himmeln zu:
„O Gott! Die Toten sind allein.
Herr, schütze ihre Ruh!“

Aus: „Zwischen Salz und Süße“

Gedenktage im November

Von Günter Schiwy

Still wird es im Spätherbst, ängstlich still, wenn wir den November, den letzten Monat des Kirchenjahres erreichen. Der Sommer ist vorbei. Die Nachmittage sind kurz und dunkel. Und mit den Nebeln und dem Alter kommt die Vergangenheit, die Erinnerung an die ferne Kinderzeit. Das liegt an den düsteren und nassen Novembertagen, die uns still und nachdenklich stimmen. Sie sind auch ein Symbol des Alters, ein Gleichnis des menschlichen Lebens und künden uns das Ende des Jahres an.

Überall liegt das abgefallene Laub verstreut herum, als wollte es die nackte Erde vor dem Winter schützen. Die Natur hat sich verausgabt. Sie braucht einfach Ruhe.

Aber auch der Mensch geht im November in sich. In diesem Monat gibt es Tage, die die Erinnerung strapazieren. Manch einer wird dabei stumm, traurig und wortkarg. Allerheiligen, Allerseele, Volkstrauertag, Totensonntag (Ewigkeitssonntag), ja - selbst der Buß- und Bettag erinnern uns an die Vergänglichkeit des Menschen. Wir erinnern uns derer, die vor uns heimgingen, an nahe, aber auch ferne Gräber in unserer Heimat.

Die fernen Friedhöfe sind uns leider als Vertriebene nicht zugänglich, weil sie weit im Osten Europas liegen. Wir können unserer Toten nur stumm im Gebet gedenken.

Es tut der aufgewühlten Seele dennoch gut, wenn wir uns in dieser stillen und zu Herzen gehenden Zeit in unsere eigenen Gedanken vertiefen, wenn wir wieder einmal Rückschau halten. Ich selbst verspüre bei derartigen Erinnerungen die unendliche Weite des östlichen Raumes mit seinen Wolken, mit dem azurblauen Himmel der Heimat. Die einzelnen Bilder ziehen mit den dunklen Wolken noch einmal an mir vorbei. Leider nahm das Schicksal einen anderen Verlauf, als den, den ich mir wünschte. Nichts hält eben ewig, weil uns das Gesetz der Hinfälligkeit des Irdischen umgibt! Und dennoch ist der gedankliche Ausflug in die masurischen Erinnerungen in der Stille eine beruhigende Wohltat.

Bereits seit der Frühgeschichte gab es in allen Religionen der Erde einen bestimmten Zeitrhythmus, der das menschliche Leben bestimmte. Die Feste waren von den Jahreszeiten und damit ihren Naturerscheinungen abhängig.

Das Werden von Tag und Nacht, aber auch das der Jahreszeiten mit der unterschiedlichen Sonnenwärme haben die Menschen tief beeindruckt. Deshalb hat der Mensch den religiösen Festen und Gedenktagen seit jeher eine wichtige Beachtung und Bedeutung beigemessen, weil sie zur Stärkung der eigenen Identität in der Gemeinschaft dienen.

So weist heute der Kalendermonat November folgende Gedenk- bzw. Feiertage auf: Am 1. 11. den Allerheiligen, am 2. 11. den Allerseelen, am 11. 11. den Martinstag (früher Martini), am Sonntag vor dem letzten Sonntag des Kirchenjahres den Volkstrauertag, am

Mittwoch danach den Buß- und Betttag und am letzten Sonntag des Kirchenjahres den Totensonntag oder auch Ewigkeitssonntag genannt.

Der Allerheiligen gilt als festlicher Gedächtnistag aller Heiligen der katholischen Kirchen. Er wurde seit dem 8. Jahrhundert zuerst in England und Irland gefeiert und später von allen katholischen Kirchen zu Ehren Marias und aller Märtyrer, wie Franz von Assisi oder aber des Heiligen Nikolaus übernommen, die zur „Gemeinschaft der Heiligen“ gehören.

Der Allerseelen ist sehr eng mit dem Fest Allerheiligen verknüpft. Der Allerheiligen lenkt auf diesen Gedenktag der katholischen Kirche hin, führt uns auf die Spur unserer Ahnen, die vor uns heimgegangen sind.

Am Allerseelen erfolgt die Fürbitte für die armen Seelen durch Entzünden von Lichtern auf Gräbern, die ursprünglich die Totengeister abhalten sollten.

Wir bekunden damit die Verbundenheit mit unseren Verstorbenen. Denn so wie ein Baum nicht ohne festgefugtes Wurzelwerk im Erdreich wachsen kann, so können auch wir ohne Verankerung nicht leben.

Wir müssen deshalb zu unseren Wurzeln zurückkehren.

Wir brauchen die feste Verankerung zu unserer Geschichte, zu der Zeit und seinen Menschen, die uns prägten. Wir müssen wissen, zu welchem Familienverband wir gehören, wer wir sind.

Der Martinstag oder Martini wird als Gedächtnistag an den Heiligen Martin gefeiert. Der Heilige Martin von Tours war im 4. Jahrhundert ein römischer Reitersoldat, der nach der Legende seinen Mantel mit einem Bettler teilte, das erste abendländische Kloster gründete und Bischof von Tours wurde. Er gilt heute als Schutzpatron der Soldaten, Hirten, Bettler und Tuchmacher. Früher endete am 11.11. an Martini das Wirtschaftsjahr. Es war ein Termin für den Wechsel der ländlichen Dienstboten, für ein neues Pachtjahr, für die Abgabe des Zehnten und der Zinsen. In vielen katholischen Gegenden entstanden am Martinstag bestimmte Bräuche, wie Laternenumzüge mit Kindern, das Essen der Martinigans, das Abbrennen von Feuern, der Auftritt von Maskengestalten, Beschenkungen, Lieder und Spiele.

Der Volkstrauertag ist ein Gedenktag für die Gefallenen der beiden Weltkriege. Er wurde 1920 vom Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge als Erinnerung an die Toten des Ersten Weltkrieges angeregt und ab 1925 am 2. Fastensonntag begangen. Erst 1952 wurde er auf den vorletzten Sonntag des Kirchenjahres gelegt.

Der Buß- und Betttag ist ein von den Religionen bestimmter Tag der Buße. Er hat öffentlichen Charakter und war bereits in der römischen und jüdischen Religion zum Zwecke der gemeinsamen Umkehr des Volkes verbreitet. Dieser Volksbrauch entwickelte sich an diesem Tage zum gemeinsamen Gebet mit Abendmahlsgang und zur Gewissensprüfung.

Seit 1934 wurde in Deutschland der Buß- und Betttag einheitlich am Mittwoch vor dem letzten Sonntag im Kirchenjahr begangen.

Er galt bis 1994 als gesetzlicher Feiertag. Seit 1995 ist er nur noch in Sachsen, Thüringen und Bayern ein geschützter Feiertag. In allen anderen Ländern und Landeskirchen ist er abgeschafft worden.

Der Toten- oder Ewigkeitssonntag wird am letzten Sonntag des Kirchenjahres in der evangelischen Kirche begangen. Er entspricht dem katholischen Allerseelen.

Der Totensonntag ist 1814 in Sachsen eingeführt worden und wurde 1816 von den meisten Landeskirchen übernommen. Er ist in den evangelischen Kirchen als Gedächtnistag den Verstorbenen gewidmet.

Sein Brauch besteht darin, an diesem Sonntag die Friedhöfe zu besuchen und die Gräber zu schmücken. Diesem Tag kommt ein tiefes menschliches Bedürfnis zu, nämlich der Toten zu gedenken: Wir standen früher in meiner Kindheit dem Tode offener gegenüber.

Da wurde uns die „Kunst des Sterbens“ von Kind auf beigebracht. Und heute sollen uns einmal im Jahr der Allerseelen und der Totensonntag daran erinnern. Da wir die Freuden und Genüsse des Lebens nicht verachten, sollten wir auch uns dem Leid und Ende stellen.

Wir können doch mit dem Tod leichter und besser umgehen, wenn wir uns bewußt sind: Ich muß sterben. Dann brauchen wir nicht zu klammern und zu horten. Denn ich nehme nichts mit, wenn ich gehe, weder meine Leistung, noch meinen Besitz, noch meine Erfolge. Wir sollten den Tod als Ratgeber und Begleiter annehmen und als solche verstehen.

Das Wissen um den Tod kann uns zum „Loslassen-Können“ verhelfen, zu einer wirklich tief verwurzelten Stärke, um das Leben auch in der Spannung des Alters zielgerichtet zu meistern. Der letzte. Sonntag des Kirchenjahres im tristen November spielt uns jährlich diesen Hinweis wieder zu. Begreifen wir ihn als das, was er ist, nämlich ein Totensonntag.

Alle Gesellschaften, Völker, Kulturen und Generationen verbindet eins, nämlich Feste und Gedenktage zu feiern. Dabei unterwerfen wir uns bestimmten Riten und Ritualen einer überkommenden Zeit. In den Feiern steckt etwas, was uns prägt, was uns fest verwurzelt und was die eigene Seelentiefe fordert. Hier erleben wir die Traditionen in Bildern, Formen, Geschmäckern, Gesängen, vor allem aber im Mitmachen, im Beteiligtsein in einem fest vertrauten Kreise. Feiern heißt bekanntlich Kraftschöpfen, Zu-mir-Kommen, den grauen Alltag vergessen. Wichtig dabei ist, daß unsere Seele in Wallungen gerät, neue Kraft schöpft. So gewinnen wir mit dem Älterwerden nicht nur die verantwortliche Verbundenheit zur Heimerde, sondern auch zu ihren Traditionen, zu den Ahnen, zu unseren Vorfahren. Deshalb sollten wir mehr Gelassenheit und eigene Würde entwickeln, um zur Reife und Weisheit durch die leidvollen Novembertage zu kommen.

Letzte Rosen

Jetzt noch vom Rosenstock
habe ich letzte Rosen geschnitten
und mit dem Schleierkraut
in die Vase gestellt.

Dort zieren sie nun,
Majestäten gleich,
den voll belegten Lesetisch,
unvergleichlich farbenprächtig noch.

Haben wir jemals
Rosen Mitte November
in so prächtigem Farbspiel
in unser Haus gerettet?

©Hans Hartmut Karg
2019

<https://www.gedichte-oase.de/thema/november/>

Novembergedanken

Dein grauer Mantel wärmt mich nicht, November. Doch hüllt er mich ein, schmeichelt mir und lässt meine Linien weicher erscheinen. Ich habe das bunte Herbstgewand neben das zitronengelbe Sommerkleid gehängt. Das Grau schmücke ich mit farbenfrohen Tüchern, so wie ich meine Fenster mit Kerzenlicht erhelle.

Die Gedanken an das keimende Leben in der Natur verscheuchen die Tristesse, die wieder mal Gast in mir sein will. Ich habe gelernt damit umzugehen und habe mir ein Lächeln ins Gesicht gemalt, versuche es zu halten und siehe da, wie gespiegelt lächeln die Menschen zurück. Wo noch eben Missmut spürbar war, zaubert das Lächeln ein Licht um sie und strahlt immer heller. Freundliche Gesichter, warme Worte, ein Miteinander wie ich es mir wünsche. Es ist so leicht, warum machen wir es uns immer so schwer?

Mein Herz tut sich auf und erkennt die Schönheit der Nebelschleier, gnädig verhüllen sie die Welt, geben ihr etwas Geheimnisvolles. Im Abendlicht funkeln Tropfen wie Glasperlen an feinen Spinnfäden. Ich suche nach Elfen und Waldgeistern in dieser zauberhaften Natur und manchmal habe ich Glück und entdecke ein Waldwesen in einer Baumrinde oder einer vergessenen Blüte. Ich umarme die Bäume, spüre ich Kraft und wünsche mir, dass ich wie sie den Lebensstürmen trotzen kann. Und plötzlich weiss ich: Ich kann! Ich muss es nur wollen und ich will. Dankbar bin ich und demütig. Ich bin eins mit der Natur, sie nimmt mich auf und

das wird sie auch tun, wenn meine Erdenzeit zu Ende sein wird. Der Kreislauf des Lebens, es ist die Zeit, in der wir der Verstorbenen gedenken und ihre Gräber schmücken mit Farbe und Licht. Wir tragen sie in uns und sie stehen uns zur Seite, immer, nicht nur im November.

Vorfreude erwacht, kindliches Staunen, das mit großen Augen auf die Lichter schaut, die nach und nach die Fenster erleuchten. Schon erahne ich die ersten Schneekristalle, die auf meiner Nasenspitze schmelzen und mit der Zunge fahre ich über die Lippen, um den Winter zu schmecken. Willkommen, November, ich mag dich und deine Eigenheiten. Dein Geruch ist ausgeprägt in meiner Erinnerung, wie liebe ich den Duft des Laubes. Das Rascheln unter meinen Füßen singt mir ein Lied und ganz leise klingen schon die Glocken des Advents mit.

(© Text geschrieben von Regina Meier zu Verl)

<https://www.gedichte-herbst-sprueche.com/november>

Auch der November hat...

Ein Gedicht von Klaus-Jürgen Schwarz

Auch der November
hat schöne Tage,
das steht außerhalb
jeder Frage.
Man steht noch
unter dem Eindruck
der Sommerzeit,
und denkt, der November
verkündet nur Leid.
Es ist die Zeit
des Gedenkens
und der Trauer,
man überwindet
selten einmal,
die zwischenmenschliche
Mauer.
Oft denkt man an Weihnachten
und an das ungeborene Kind,
und vergisst all die Lieben,
die schon längst
gegangen sind...

<https://www.gedichte-herbst-sprueche.com/november>

Stefan Pioskowiak (Oktober 2022)

Laubfall

Laubfall
Der Herbstball
Dauert an schon überall
Regentropfen geben Beifall

Dem Blätterrauschen
Tiere und Menschen lauschen
Auf dem Boden dicke Teppiche entstehen
Im Wind sie wie kleine Vögel singen und wehen

Was für ein Konzert
Man sitzt am heimischen Herd
Man trinkt Tee als gemächlicher Zuschauer
Der Herbsthimmel wird immer grauer und grauer

Der Augen Blick

Der Augen Blick
Versetzt ins Glück
Wenn sie weiblich sind
Und der Mann nicht blind

Dunkel oder hell
Es geht blitzschnell
Es fällt dabei kein Wort
Magisches passiert sofort

Man ist im Bann
Als Frau und Mann
Als ein glückliches Paar
So geschieht es nicht wahr

Der Laternen- oder Martinsumzug

Von Günter Schiwy

Wer von uns Erwachsenen der ländlich-masurischen Dörfer kennt sie nicht: Die langsamen Laternenumzüge unter Mutters Führung oder leitender Hand mit einem brennenden Lampion in einer großen Schar von Kindern abends im Spätherbst durch das dunkle Dorf!

Einige von ihnen trugen auch hellerleuchtete ausgehöhlte Kürbisse oder lange große Gurken.

Ja, unsere Mütter waren - weiß Gott - erfinderisch! Hierbei kamen wieder einmal die Produkte der Landwirtschaft zur Geltung und brachten den Kindern Freude und Spaß.

So wurde man bereits als Kleinkind mit der Natur in freudiger Erinnerung konfrontiert.

Die von unseren Eltern gebastelten Papierlampions stellten Monde, Sonnen und Sterne oder nur einfach bunte Laternen dar, die ganz vorsichtig und behutsam am Holzstab von uns getragen wurden, damit die darin enthaltene Kerze nicht ausging. Wehe, es kam um die Hausecke ein Windstoß!

Und wer von uns kennt und hat nicht das überall bekannt und beliebte Laternenlied aller Kinderumzüge gesungen:

„Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne,
brenne auf mein Licht,
brenne auf mein Licht,
aber nur meine liebe Laterne nicht!“

Ich erlebe noch heute als älterer Mensch, wie sich der große Umzug durch die dunkle Dorfstraße bewegt und wälzt.

Ein Jugendlicher ging der Kinderschar in einem großen weißen Mantel voraus. Zwischen den Beinen hatte er eine Stange, an deren Spitze ein großer Pferdekopf geschnitzt und weiß angemalt war.

In der einen Hand trug er eine Fackel. Bewegungsmäßig sah das so aus, als reitet er dieses Pferd. Er stellte den Heiligen Martin dar. Es war der Martinsumzug, der am 11. November in der frühen Dunkelheit stattfand.

Der Heilige Martin führte den Lampionszug über Wigonn zum Walddreieck am Ende des Dorfes. Hier brannte ein großes Lagerfeuer. Alle Erwachsenen und Kinder bildeten um das Feuer einen Kreis.

In diesen Kreis kam ein zerlumpter und frierender Bettler, hob die Hände zum Himmel, fiel auf die Knie und bat den Heiligen Martin um seinen Mantel. Dieser zerschnitt ohne viele Worte seinen schönen weißen Mantel und gab ihm die Hälfte seines Umhangs. Daraufhin spielte die Dorfkapelle „Nun danket alle Gott!“

Die Dorfbewohner sangen das Lied mit voller Inbrunst mit. Der Wald warf das Echo verspätet zurück. Es war eine recht feierliche Angelegenheit!

Nachdem das Feuer niedergebrannt war, gingen die Mütter mit ihren Kindern nach Hause. Inzwischen waren viele Lampions erloschen. Manch einer der Väter traf sich anschließend im Dorfkrug zum Plaudern und Umtrunk.

Wer war dieser Heilige Martin, der mit dem Bettler seinen Mantel teilte und dem in der folgenden Nacht Jesu im Traum erschien? Er

sprach zu ihm: „Was Du dem Bettler getan hast, das hast Du mir getan!“

Der Heilige Martin ist im Jahre 316 nach Christi als Sohn eines römischen Tribuns (Vorsteher eines Wahlbezirks im Beamtenstand) in Sabaria im heutigen Ungarn geboren. Bereits als Kind zog er mit seinen Eltern nach Italien, wo er mit 15 Jahren in der römischen Armee Aufnahme fand. Er kam als Reitersoldat nach Gallien, wo er sich taufen ließ. In der Nähe von Worms quittierte er nach 3 Jahren den Dienst in der Armee, um Schüler des Heiligen Hilarius von Poitiers zu werden. Von ihm wurde er auf viele Missionsreisen ausgesandt. Er sollte das Landvolk von Gallien zum christlichen Glauben bekehren. Er macht durch seine Reden auf sich als Bekenner und Wundertäter aufmerksam. In Paris soll er einen Leberkranken geheilt haben. Er gründete 361 nach Christi in Liguge das erste Kloster in Gallien.

Im Jahre 371 nach Christi wurde er zum Bischof von Tours berufen. 397 ist er verstorben und 3 Tage später, am 11. November, in Tours beerdigt. Auf seinem Grab errichtete man eine Kapelle, die später zur Basilika ausgebaut wurde. Im späten Mittelalter wurde die Kirche zur Pilgerstätte und er zum Schutzheiligen der Merowingischen Könige erklärt.

Im 5. Jahrhundert griff der Martinskult von Frankreich nach Deutschland über, wo der Heilige Martin zum Patron der Reiter, Bettler, Schneider, Hirten, Soldaten und der Tiere wurde. Bereits vor dem Tode des Heiligen Martin galt der 11. November als Abschluß und Beginn des neuen Landwirtschaftsjahres. Früher ließ

man sich an diesem Tag den neuen Wein schmecken und es wurden Hausschlachtungen vorgenommen.

Die Mägde und Knechte wechselten außerdem an diesem Tag ihre Stellung. Auch der Pachtzins mußte bis zum 11.11. an den Grundherrn gezahlt werden.

Als Zinsabgabe lieferten die Bauern vielfach Gänse ab, so daß aus Tradition das Martinsgansessen entstand. Man vermutet aber, daß der Gänsebraten an Martini bereits aus vorchristlichem Brauch stammt und als Opfergabe für den germanischen Gott WOTAN (ODIN) gilt.

Auch bei uns in Masuren wurde an Martini eine Gans geschlachtet und im Bräter im Kachelofen zu einem kräftigen Mittagessen mit Äpfeln, Trockenpflaumen und getrockneten Pilzen hergerichtet. Dazu gab es als Kompott Preiselbeere- oder Moosbeere-Marmelade. Die Eltern ließen sich einen guten Weißwein schmecken. In unserer Familie war der 11. November immer ein bereits winterlicher Festtag. Er wurde als solcher auch begangen und entsprechend gefeiert.

Ein seltener Zufall oder eine Vorbestimmung wollte es, daß meine Mutter am 11. November 1958 im Alter von nur 58 Jahren in Lübeck verstorben ist.

Aus dem Leben **von Dr. Nelly Marianne Wannow (1934 -2020)**

Während des Krieges war sie ein Kind. Als sie sich viele Jahre später als Erwachsene an die Niederschrift ihrer Kindheitserinnerungen macht, täuscht sie nicht vor, schon damals als sechsjährige Menschen und Ereignisse wirklich bewertet zu haben. Sie ist ehrlich. Sie schreibt jeden Abend vor dem Schlafengehen. In ihrer Vorstellung waren „Verluste“ zerstörte Panzer, Geschütze, Flugzeuge. Ganz am Anfang des Krieges fährt sie mit ihrer Mutter zur Westerplatte, um zu sehen, was sich da wirklich ereignet hat. Auch dort bemerkt sie nur Dinge: neben Bunkern im Wald, kleine Schälchen, zerschlagenes Geschirr und Karabinerhülsen.

Der 23. März 1945 ist ihr letzter Tag im vom Krieg bedrohten Danzig. Inzwischen weiß die sechsjährige Nelly schon, dass „Verluste“ nicht nur die Zerstörung von Kriegsgerät, sondern auch den Tod vieler Menschen bedeuten. Dauernder Artilleriebeschuss. Bomben fallen. Menschen sterben. Ihre Mutter glaubt, dass sie nicht für lange weggehen, dass sie nach einigen Wochen in ihre Birkenstraße zurückkehren werden. Sie sorgt sich darum, dass während ihrer Abwesenheit wertvolle Dinge aus der Wohnung verschwinden könnten. Alles Zerbrechliche bedeckt sie mit Kissen, die Tür verstellt sie mit Möbeln. Sie ist ungewöhnlich pingelig. Sie hat 58,30 Mark für die Miete vorbereitet „denn der Monat endete bald und sie wollte keine Schulden machen“.

Mutter und Tochter haben Glück. Onkel Bruno, der auf der Werft arbeitet, organisiert im letzten Moment ihre Evakuierung. Er er-

obert für sie Plätze auf dem Dampfer „MARS-BREMEN“. In der Nacht überquert der Dampfer glücklich die Ostsee. Morgens sind die Flüchtlinge bereits in Kopenhagen.

Ich war und bin eine Danzigerin

Von Nelly Marianne Wannow

JUGENDJAHRE IN DÄNEMARK

Nach der an Bord des Schiffes MARS verbrachten Nacht fuhren wir in den Hafen von Kopenhagen. Es waren etwa 3000 Flüchtlinge auf dem Schiff. Wir hatten Glück. Bei der Überfahrt war nichts Schlimmes passiert. In den Hafengewässern umgaben uns sogleich kleine dänische Barkassen, an denen rote Flaggen mit einem weißen Kreuz wehten. Am Rumpf dieser Boote las ich neben ihren Namen die Aufschrift „danske“. Am Ufer grüßte uns die Figur eines schlanken Jünglings, der auf seinen hoch erhobenen Armen eine in der Sonne seegrün schimmernde Weltkugel hielt. Dänemark hatte schon viele Flüchtlinge aus dem Osten aufgenommen. Für alle mußte irgendwo Platz gefunden werden. Wir mußten fast zwei Tage auf dem Schiff warten. Im Hafen lagen noch einige andere Flüchtlingsschiffe vor Anker, und immer mehr neue trafen nach uns ein. Es verbreitete sich schon das Gerücht, daß Kopenhagen alle diese Flüchtlinge nicht aufnehmen könnte. Am Nachmittag des nächsten Tages, am 25. März, wurden alle Passagiere unseres Schiffs in zwei Gruppen eingeteilt: in der ersten waren Frauen, Kinder, Jugendliche, alte Leute und Verwundete. Sie sollten von Bord gebracht werden und in Kopenhagen bleiben. Die andere Gruppe bildeten die gesunden Männer, die

an Bord bleiben mußten. Sie sollten mit demselben Schiff nach Deutschland gebracht werden, um dort an der Front zu kämpfen. Das waren hauptsächlich die Mitarbeiter der Schichau-Werft in Danzig. Sie waren mit ihren Familien hierher gekommen und jetzt sollten sie ihre Frauen und Kinder in Kopenhagen lassen. Dazu entschlossen sich aber nicht alle Männer. Zum Beispiel bestand Onkel Bruno darauf, daß seine Frau mit seinen drei Kindern zusammen auf dem Schiff bleiben und mit ihm nach Deutschland fahren sollten. Wir drei, Großvater, Mutti und ich, wir blieben in Kopenhagen. Wir hatten wohl auch keine andere Wahl. Auf dem Schiff blieben nur wenige Frauen und Kinder der Männer, die an die Front geschickt werden sollten.

Unsere achtköpfige Familie mußte sich also trennen. Wir ließen Onkel Bruno den schweren Koffer mit den Anzügen von Onkel Franz, und verabschiedeten uns in der Hoffnung, daß wir uns alle bald in Deutschland wiedersehen würden.

Nun befanden wir uns am Ufer: mein achtzig Jahre alter Großvater, seine vierundvierzig Jahre alte Tochter und ich, seine zehn Jahre alte Enkelin. Die im Hafen wartenden offenen Lastkraftwagen wurden von der Menge der Flüchtlinge umlagert. Deutsche Soldaten halfen uns, auf einen der LKWs hinaufzuklettern, wo wir auf unseren Rucksäcken saßen. In Kürze bewegte sich die Wagenkolonne in der Richtung des Zentrums von Kopenhagen. Wir sahen den Markt am Rathaus und fuhren auch an der mit Stacheldraht eingezäunten „deutschen-Festung“ vorbei. Später hörten wir, daß hier auch der Sitz der Gestapo war. Ich erinnere mich daran, daß eine der Straßen, die wir sahen, Westerbrogade hieß. Dann sahen wir plötzlich einen See. Einer der uns begleitenden Soldaten erklärte uns, daß dies der St. Jörgens-See war. Wir waren schon in

einem Vorort von Kopenhagen. Da fuhren wir durch den kleinen Vodrofsvej, und von dort bog die Kolonne der Fahrzeuge in eine kleine, nur kurze Strasse, in den Filipavej ein, der direkt zum Ufer des St. Jörgens-Sees führte. Das war ein Villen-Viertel. Die Fahrzeuge hielten vor einem großen Backsteingebäude, das mit Wein bewachsen war.

An dem Gebäude stand in großen Buchstaben: St. Jörgens Gymnasium. Wir standen vor dem Lehrer-Aufgang. Einer der LKW-Fahrer sprach mit einem Wachposten, der an diesem Eingang stand. Kurze Zeit darauf wurde die Hauptpforte geöffnet. Hinter ihr sahen wir den Schulhof. Uns wurde befohlen, die LKWs mit dem Gepäck zu verlassen. Als sich schon alle auf dem Schulhof befanden, wurde uns der hintere Eingang des Schulgebäudes, der Schüler-Eingang, gezeigt und befohlen: „Zuerst in den zweiten Stock!“ .

Wir ergriffen unser Gepäck und zogen es durch den unteren Korridor zur Mittelreppe. Als wir in den zweiten Stock gelangten, bewegten wir es auf dem langen Korridor zu den Klassenzimmern. Ich trug nur den Karton mit den Lebensmitteln, das Köfferchen mit dem Silber, die alte Aktentasche des Vaters und den nicht so großen Rucksack. Selbstverständlich hatte ich auch die mühsam verpackte Rosemarie bei mir. Mein Gepäck war jedenfalls nicht zu schwer, so überholte ich alle. Ich bog auf die linke Seite des Korridors und sah eine geöffnete Tür, die zu einem leeren Klassenraum gehörte. Ich sah noch weitere Klassenzimmer, deren Türen auch alle offen standen. Hinter ihnen führte der Korridor nochmals nach links. Ich entschied mich aber, gleich in den ersten großen Raum hineinzugehen, und stand ein Weilchen ganz allein an der Türschwelle. Ich schaute mich um. Das Klassenzimmer hatte hellgrün angestrichene

ne Wände und zwei hohe breite Fenster, die zum Vodrofsvej hinausgingen, an dem wir gerade vorbeigekommen waren.

Ich kümmerte mich aber nicht weiter um die Aussicht aus dem Fenster, sondern ging sogleich auf die linke Fensterecke zu. Das war ein guter Platz. Ich stellte das Gepäck so hin, daß es das von mir besetzte Terrain in der Nähe des Fensterecke des Klassenzimmers gut abgrenzte. Selbst fing ich an, neben dem hingestellten Gepäck hin- und her zu laufen, - ich war bereit, den besetzten Platz zu halten, als immer mehr Menschen in das Klassenzimmer hereinstürmten und rief laut „Hier sind wir!“. Als schließlich Großvater und Mutti nach einer Weile mit dem restlichen Gepäck eintrafen wurde es leichter, die besetzte Ecke zu verteidigen. Der schwere Koffer des Vaters, der mit Wäsche und Kleidungsstücken gefüllt war und auch mein schwarzgelbes Kofferchen bildeten eine solide, schwierig zu überschreitende Grenze zu den Nachbarn, und die kleineren Gepäckstücke bestimmten die äußere Grenze bis zum Fenster.

Als wir das Gepäck untergebracht und unsere Fensterecke damit genau abgegrenzt hatten, wollten sich Mutti und Großvater im Gebäude ein bißchen umsehen. Sie suchten etwas, worauf man sitzen konnte. Nach längerer Zeit kamen sie zurück und brachten eine etwa zwei Meter lange Schulbank mit. Diese wurde nun als Schutz nach außen zur Seite des schmalen Ganges hingestellt und teilte damit unser „Reich“ von den Nachbarn vollkommen ab.

Ich schaute mich im Klassenzimmer um und sah, daß viele Kinder da waren, aber ich kannte keins von ihnen, und Mutti konnte mir auch nicht sagen, wie sie hießen.

Als wir uns langsam eingerichtet hatten, wurde uns mitgeteilt, daß in der Turnhalle Strohsäcke mit frischem Stroh ausgegeben wer-

den. Mutti brach sogleich auf und trug zwei Strohsäcke heran. Sie legte sie auf den Fußboden und bedeckte damit eine Fläche von etwa 1,80 m x 2,00 in. Am Abend wurde auf einem primitiven Tisch, der aus einer auf zwei Holzböcken liegenden langen schmalen Platte zusammengesetzt war, Kaltverpflegung gereicht, und es wurde an alle Geschirr verteilt. Jeder erhielt eine hellblaue Blechschüssel, einen Eßlöffel und einen weißen Porzellankrug. Dazu gab es eine dicke Scheibe Kommissbrot, ein Stückchen Butter und eine dicke Scheibe dänischer Wurst mit einem etwas süßlichen Geschmack. Auf dem Schulhof standen Kübel mit warmem braunen Tee, den Mutti in einer von den blauen Schüsseln nach oben brachte. Auf unserer eroberten Schulbank war es nicht sehr bequem zu essen. Also begab sich Großvater gleich nach der Mahlzeit wieder fort, um sich im Schuppen am hinteren Teil des Schulgebäudes umzusehen. Er hoffte daß er dort Materialien finden würde, aus denen er einen kleinen Tisch herstellen konnte. Er blieb lange fort, weshalb ihn Mutti suchen ging. Ich fing auch schon an, mir Sorgen um beide zu machen, konnte aber unsere mit so viel Mühe erworbene Ecke, an die sich die Nachbarn immer mehr herandrängten, nicht verlassen. Endlich kamen beide zurück und trugen einen aus Brettern zusammengesetzten, auf einem Baumstumpf befestigten kleinen Tisch heran. Mutti bedeckte die Tischplatte mit einigen Küchenhandtüchern aus ihrem Rucksack. An die Tischdecken, die im Vulkanfiber verwahrt waren, wollte sie nicht herangehen, denn die sollten ja sehr wichtige - so zu sagen „strategische“- Zwecke erfüllen. Mutti wollte auch eine Art Vorhang zwischen uns und der Nachbarfamilie haben.

So stellte Großvater noch an diesem Abend aus Holzresten, die er im Schuppen fand, einen Hocker - wie ein kleines Tischchen

aussehend - und eine aufklappbare Holzkiste her. Aber nicht nur er wirkte in dem Schuppen; so waren die Vorräte schnell aufgebraucht, und der Schuppen wurde verschlossen.

Bald bildete sich auf unserem Stockwerk eine lange Schlange von Menschen, die vor den Waschräumen und Toiletten warteten, die gegenüber dem Treppenaufgang lagen. Als ich in der Schlange stand, fing ich aus den geführten Gesprächen einiges auf und erfuhr, daß die Familien, die sich mit uns im Lager befanden, aus ganz verschiedenen Gegenden gekommen waren.

Fortsetzung folgt

Nelly-Marianne Wannow ist in Danzig geboren. Ihre Eltern waren Willy Rudolf Albert Wannow, ein Zollbeamter (1891–1935) und Anna Charlotte Rutowski (1901–1986). Sie ging von 1941 bis 1945 an der Grundschule in Danzig-Wrzeszcz. In den Jahren von 1945 bis 1947 war sie in Dänemark interniert. Sie setzte ihre Ausbildung an der Theodor-Storm-Schule in Bremerhaven-Lehe 1949 fort, wo sie bis 1954 blieb. Anschließend studierte sie ab 1955 an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Georg-August-Universität in Göttingen, wo sie 1965 auf der Grundlage ihrer Dissertation zum Dr. jur. promovierte.

Seit 1965 hatte sie verschiedene Positionen im Auswärtigen Dienst Deutschlands inne, darunter die eines Konsularbeamten in Genf (1965–1966), Detroit (1968–1969), New York (1969–1973), arbeitete im Außenministerium (1973–1986), war stellvertretende Generalkonsulin in Chicago (1986–1989), **Generalkonsulin in Danzig (1990–1993)**, Detroit (1993–1997) und Nowosibirsk (1997–1999).

Einladung zum „ Sorquittner Gespräch“

Das Projekt findet unter der Schirmherrschaft der Landrätin
von Mrągowo Frau Barbara Kuźmicka - Rogala statt.

Die Evangelisch - Lutherische Kirchengemeinde in Sorkwity
und den Verein „ Freunde Masurens“ e.V.

geben sich die Ehre,

Sie zu einem Vortrag einzuladen von

Frau Krystyna Buzarewicz

„Georg Andreas Helwing – angewandte Biografie“

(Helwing (geb. 1666 und gest. 1748 in Angerburg)

war ein luth. Pastor, Arzt und Botaniker)

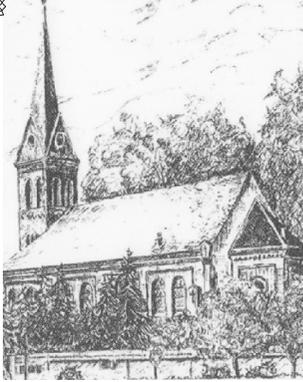
Der Vortrag findet am Freitag, dem 02.12.2022 um 17.00 Uhr
in der ev. Kirche in Sorkwity statt.

Anschließend laden wir Sie zu einem kleinen Imbiss
und einem Glas Sekt in das Jugendzentrum ein,
um mit der Referentin ins Gespräch zu kommen.

Pastor Krzysztof Mutschmann
Sorkwity

Agata Kern
Kulturreferentin
am Ostpreußischen
Landesmuseum

Kerstin Harms
Vorsitzende
„Freunde Masurens“



EINLADUNG zum Festgottesdienst in Warpuny

Der Verein Freunde Masurens
lädt anlässlich
der Goldenen Ordination von Pfarrer Fryderyk Tegler zu
einem Festgottesdienst am zweiten Adventssonntag, dem
04.12.2022 um 14.00 Uhr in der Evangelischen Kirche
in Warpuny herzlich ein.

Nach dem Gottesdienst wird ein Weihnachtskonzert,
vom Chor Schole Vocale unter der Leitung von Cezary
Nowakowski aufgeführt.

Im Anschluss Kaffee im Dorfgemeinschaftshaus.

Projekt: „Online-Museum“. Organisiert von Haus der Deutsch-Polnischen Zusammenarbeit

„Das Online-Museum“ besteht aus digitalisierten ikonografischen Dokumenten und kuratorischen Begleittexten, Audio-Video-Aufnahmen, die bestimmte Themen erläutern und die Geschichte und Kultur der deutschen Minderheit sowie die Geschichte anderer nationaler und ethnischer Minderheiten näher bringen. Das Online-Museum ist auch ein Ort, an dem über Geschichte diskutiert und über ihre Interpretation gestritten werden kann. Schließlich ist es eine Karte des gemeinsamen polnisch-deutschen Erbes in den Grenzgebieten: Nieder- und Oberschlesien, Großpolen, Masuren, Pommern. Das Online-Museum wird die Möglichkeit bieten, weniger bekannte Familien- und Nachbarschaftsgeschichten zu lesen und zu hören, die die komplizierten und interessanten Schicksale der Menschen im Grenzgebiet illustrieren. Die entwickelten Materialien zwingen nicht zu einer verbindlichen Interpretation des dargestellten Phänomens oder historischen Ereignisses, sondern zeigen sie aus möglichst vielen Perspektiven und überlassen die Bewertung dem Rezipienten.

Wir laden ein: Nichtregierungsorganisationen, regionale Kammern, Kultur- und Bildungszentren, Museen, Schulen, lokale Initiativen und Interessierte, diesen virtuellen Ort mitzugestalten.

Link zum Museum: www.muzeum.haus.pl

Lächeln und Geographie

Über den masurischen Humor

Von Siegfried Lenz

Teil 1.

Es gibt nicht nur einen Weltatlas der politischen Systeme, der Armut und der Bodenschätze, es gibt auch einen Weltatlas des Humors. Bei aller übereinstimmenden Neigung, bei allem Wunsch, zu lachen, haben die Menschen einen durchaus unterschiedlichen Sinn für Komik. Sie haben ihren charakteristischen Witz, ihre eigentümliche Heiterkeit.(...) Der Landstrich spielt eine große Rolle. Er färbt und formt den Humor, verleiht ihm seine Blume, erklärt seinen Charakter und macht seine geheimen Anspielungen verständlich. Selbst heute, wo sich so viele Konflikte und Probleme als übertragbar herausgestellt haben, wo etwas, das in Sidney geschieht, Betroffenheit in Oslo auslöst – selbst heute zeigt es sich, daß ein gewisser Humor nur vor dem Panorama einer begrenzten, charakteristischen Landschaft verstanden werden kann. Diesen Humor vollkommen einzusehen, setzt voraus, daß man sich zunächst mit dem entsprechenden Landstrich und seinen Menschen befaßt.

Vom masurischen Humor, den ich zu bezeichnen versuchen möchte, kann man nicht sagen, daß er kühn mit der Katastrophe spielt, Funken aus aktueller Verzweiflung schlägt oder paradoxen Situationen filigranhafte Heiterkeit abgewinnt. Meine masurischen Landsleute, glaube ich, hielten nichts von feinsinnigem Lächeln in dünner Höhenluft, von ziselierter Anspielung des Witzes, von floretthafter Ironie. Wie alle andern Leute aus andern Himmelsrichtungen brachten sie den Humor hervor, der ihnen entsprach, mit dem sie übereinstimmten in ihrer Landschaft.

Ihre Landschaft: Torfmoore und sandige Ödnis im südlichen Ostpreußen; trockene Heide, Kiefernwälder, klare, verschonte Seen, Sandstraßen, Sumpfbgebiete, in denen seltene Vögel nisteten, wie etwa der schwarze Storch. Heißen, pulsenden Sommern entsprachen trockene Winter. Die Leute in dieser Landschaft, die Masuren: Kätner, Holzarbeiter, Bauern, Fischer, kleine Handwerker, Deputatarbeiter und Besenbinder. Schweigend und geduldig, mit eingestandener Schicksalsdemut, aber auch mit herausfordernder Gleichgültigkeit begegnete man den denkwürdigen Vorkommnissen: Geburt, Schafschur, Liebe, Torfstechen, Tod, Kartoffelernte, Borkenfraß. Aber zu masurischer Eigenheit gehört natürlich mehr: wie sich, sagen wir, in Kölner Heiterkeit fränkische und gallische Elemente bemerkbar machen, so zeigen sich im masurischen Humor Einflüsse, die pruzzischer und polnischer, brandenburgischer und auch russischer Qualität sind. Denn in dem rigorosen Sinne, in dem es unmöglich ist, einen genuinen Berliner zu entdecken – in diesem Sinne ist es auch hoffnungslos (und überdies müßig), einen vollkommen lupenreinen Masuren aufzutun. Man muß in jedem Fall Einflüsse konstatieren, Mischungselemente, die allerdings durchaus zu einem neuen Amalgam taugen.

Gleichwohl sind wir in der Lage, masurischen Charakter zu bezeichnen oder doch masurische Eigenart, zu der, möchte ich meinen, etwa dies gehört: genießerische Umständlichkeit des Denkens, blitzhafte Schläue, schwerfällige Tücke, tapsige Zärtlichkeit, provokante Geduld, Unterwürfigkeit, Dickköpfigkeit, Loyalität und eine schwer begründbare »unterschwellige Intelligenz«. Solche Charakteristika reichen zwar noch nicht aus, um einen typischen Humor zu bezeichnen; immerhin lassen sie aber eine typische Haltung gegenüber dem Leben vermuten; und die wiederum

ist nicht unwichtig für das Verständnis des masurischen Humors. Ich zweifle nicht daran, daß es solch einen masurischen Humor gibt, der seinem Zustand nach der Lebenshaltung entspricht und in unserm Fall vielleicht als melancholische Idylle bezeichnet werden kann. Im masurischen Humor liegen also nicht: die Tendenz einer Gegenmaßnahme, listige Aggression oder die Wonnen eines intellektuellen Säurebades; sondern er zeigt sich zunächst, in seiner Wurzel, als ein Zustand der Dankbarkeit fürs Leben. Humor ist aber nicht allein ein Zustand, sondern auch eine Betrachtungsweise: pffiffige Beschränktheit und arglistige Einfalt, treuherzige Verschlagenheit und Bescheidenheit. Um die Grundstimmung des masurischen Humors zu bezeichnen, möchte ich an das Verhalten von Jean Pauls Alumnus Wuz erinnern, von dem es einmal modellhaft heißt »Den ganzen Tag freute er sich auf oder über etwas. Vor dem Aufstehen, sagte er, freu ich mich aufs Frühstück, den ganzen Vormittag aufs Mittagessen, zur Vesperzeit aufs Vesperbrot, und abends aufs Nachtbrot ... War der Tag gar zu toll und windig, so war das Meisterlein so pffiffig, daß es sich unter das Wetter hinsetzte und sich nichts darum schor. Es war nicht Ergebung, die das unvermeidliche Übel aufnimmt, nicht Abhärtung, die das Ungefühlte trägt, nicht Philosophie, die das Verdünnte verdaut oder Religion, die das Belohnte verwindet: sondern der Gedanke ans warme Bett wars. Abends, dachte er, lieg ich auf alle Fälle, sie mögen mich den ganzen Tag zwicken und hetzen, wie sie wollen, unter meiner warmen Zudeck und drücke die Nase ruhig aufs Kopfkissen, acht Stunden lang.«

Dieser Humor, der aus pffiffiger Selbstbeschränkung und fideler Einfalt zustande kommt, ist, wie gesagt, in seiner Grundstimmung dem masurischen Humor vergleichbar. Er enthält ein gewisses

parodistisches Element: da wird fast immer etwas Kleines gegen etwas Großes ausgespielt, da mißt sich das Winzige am Kolossalen, da schlägt der Zwerg dem Riesen Welt ein Schnippchen. Der Kontrastreiz läßt uns lachen, der zugleich gewagte und kuriose Vergleich – und weniger der riskante Augenblick, dessen Komik auf einer Nadelspitze balanciert wird. Gewiß, auch dem masurischen Humor liegt insgeheim ein Pech zugrunde, ein Mißgeschick, eine trübe Erfahrung – aber das Lachen muß nicht unbedingt kunstvoll erkaufte und erlitten werden. Die Anlässe sind gering, erklären sich sehr oft aus biederer Verkennung der Lage oder dadurch, daß man sich in prekärer Lage verstellt. Ein harmloses Beispiel lieferte ein Junge, von dem erzählt wird:

Ein masurischer Junge namens Hermann Schädereit ging an einem Winterabend bei starkem Frost vor dem Haus auf und ab. Er war nur notdürftig bekleidet, fror sehr. Mit einer Hand hielt er eine Katze am Genick, hob sie gelegentlich hoch, schüttelte sie und ging weiter, am ganzen Körper zitternd vor Kälte. Er tat das – aber niemand kann sagen, wie lange er es tat; fest steht nur, daß nach längerer Zeit Eugen Benduhn vorüberkam und den Jungen fragte »Warum«, fragte er, »stehst hier ohne Mantel und frierst?« Worauf der Junge sagt : »Ich frier, bitteschön, die Katze, weil sie nämlich hat gefressen meine Blutwurst.«

Der Strafende wird mitgestraft, der Aufklärende aufgeklärt, der Lügner belogen: in dieser Umkehrung liegt eine offenbare pädagogische Tendenz, die, wie ich glaube, für den masurischen Humor charakteristisch ist. Aber es zeigt sich an diesem Beispiel auch die Bereitschaft des Masuren, sich – ein bißchen verkleidet und widerwillig – seine Schwäche einzugestehen, in diesem Fall die sprichwörtlich bekannte Starr- und Dickköpfigkeit, die wir aus Masuren

anscheinend besitzen. Das geschieht natürlich nicht absichtslos. Wer sich seine Schwächen derart eingesteht, tut es in der Hoffnung, der Welt ein wenig gewachsen zu sein. Und für den Goldschnitt-Masuren war die Welt unstreitig mit Falltüren und Selbstschüssen reichlich versehen. Sie stellte die Fremde dar, in der man auf der Hut sein mußte, wo man sich nicht zu erkennen geben durfte. Wiederum empfiehlt sich die Verstellung. Sie kulminiert nahezu in dem bekannten Eisenbahnerlebnis, das Eugen Benduhn hatte, der mit seinem Sohn Friedel nach Insterburg reisen mußte.

„Eugen Benduhn also und sein Sohn Friedel saßen im Zug, und nachdem auf der ersten Station ein Fremder eingestiegen war, ergab sich bald ein Gespräch. Man sprach zunächst über den Zug, über die Bequemlichkeit der Fortbewegung; doch plötzlich sagte der Fremde : »Ich schätze, wenn ich dich so reden hör, du bist der Sausmikat aus Frostken.« »Stimmt«, sagte Eugen Benduhn. »Du bist mit der Elsbeth Adomeit verheiratet, wohnst am Fluß, hast vier Pferde.« »Stimmt auch«, sagte Eugen Benduhn. »Außerdem«, sagte der Fremde, »hast du die größten Gänse, lebst mit deinem Schwiegervater im Streit, und jetzt fährst du zum Begräbnis deines Tantchens nach Insterburg.« –»Stimmt alles haargenau«, sagte Eugen Benduhn, und mußte dann, auf Nachfrage, weitläufig erzählen, wie das Tantchen zu Tode gekommen war, welcher Art das Testament war, und so weiter. Kurz vor Insterburg stieg der Fremde aus, und Friedel fragte seinen Vater : »Warum«, so fragte er, »hast du zu allem gesagt: das stimmt, obwohl nichts stimmt?« Worauf Eugen Benduhn erwiderte: »Na, warum soll ich Streit anfangen?«

Das Lachen wird zum treuherzigen Triumph der Selbstbefreiung. Es verschafft Erleichterung von vorweggenommenen Mißgeschick-

cken. Der masurische Humor, wie gesagt, spielt nicht ausdrücklich mit der Katastrophe, jongliert nicht mit einem exemplarischen Unglück, ihm genügt das denkbare Mißgeschick, um Komik aufkommen zu lassen.(...)

Ein Masure, nehme ich an, würde nicht ganz so reagieren, zumindest würde er bemüht sein, den Schmerz nicht so freimütig als Anlaß fürs Gelächter auszuspielen. (...)Ereignisse abschneiden, wenn sie in unschuldiger Gemütsart mit masurischen Sachverhalten verglichen werden, belegt die Prüfungsantwort eines Schülers:

„In einer Dorfschule Masurens, sagen wir, in Sunowken, liest der Lehrer den Kindern die Weihnachtsgeschichte vor. An der Stelle: »... und der Engel des Herrn erschien ihnen, und sie fürchteten sich sehr«, unterbricht der Lehrer und fragt : »Warum, bitte sehr, fürchteten sich wohl die armen Hirten, die dort ihre Herden weideten?« Der kleine Klumbies erhebt sich, schluckt und sagt: »Na, weil sie wohl mieteten im Staatlichen.«

Die eigene Situation wird auf die Welt übertragen – ein typisches Verhalten überall da, wo, sagen wir, Dorf und Kosmos identisch sind, die gleiche Grenze haben. Und je argloser dies geschieht, je treuherziger die eigene Situation auf die Welt projiziert wird, desto grotesker und komischer sind die Brechungen. Dies eigentümliche Verhältnis des Masuren zur Welt halte ich für die entscheidende Quelle seines Humors. Absichtsvolle Verkennung und Verstellung sind die auffälligsten Verhaltensweisen. Aus Furcht, aus schlichter, meinerwegen: kreatürlicher Besorgnis hält man die wahre Meinung, den wahren Besitz, die wahre Selbstkundgabe zurück, weil man, wenn auch uneingestanden, das Schicksal für neidisch hält, für vergeltungssüchtig. Man gibt sich nie ganz aus der Hand, um einen taktischen Rest zu behalten, der einem erlauben könnte, un-

gewohnte Lagen zu bestehen. Aber die Welt, der man argwöhnisch gegenübersteht, dient gleichzeitig als Entschuldigung oder rechtfertigt eigene Handlungen und Unterlassungen.

Ein argloses Einvernehmen mit den groben Geschehnissen der Welt zeigt sich da; man übersieht das größere Fiasko und erkennt nur das geringe Pech – wie in der Begebenheit mit dem Ertrunkenen:

„Jahrelang hatte ein masurischer Bauer gearbeitet, um auf seinem Land einen Teich für Karauschen und Schleie anzulegen. Es gelang ihm ohne Hilfe, und er war sehr stolz darauf. Freunde und Nachbarn indes konnten diesen Stolz nicht begreifen, denn der Teich war sehr flach. Eines Tages ereignete sich, was schon wiederholt geschehen ist im Laufe der Zeit – ein Betrunkener gerät an diesen Teich, fragt sich vielleicht : was soll das bedeuten?, stolpert hinein und ertrinkt. Der Eigentümer des Teiches entdeckt das Unglück, erzählt es aufgeregt seinem Nachbarn, worauf dieser Nachbar sich bedenkt und sagt : »Na ja, na, der hat dir bloß e bißchen schmeicheln wollen, dir und dem Teich.«

Man kann fast sagen, hier zeigt sich im Humor ein Defekt der Erkenntnis. Gewiß, da jeder Humor unter anderem eine Sache der Betrachtungsweise ist, lebt jeder auch von einer realen oder vorgegebenen Erkenntnispanne; nur spielt in dieser Hinsicht beim masurischen Humor noch etwas Besonderes eine Rolle: ich meine die Unterwürfigkeit, die Passivität, die Willigkeit, ein Geschick zunächst mitfühlend anzuerkennen. Niemand verhält sich spontan rebellisch. Der aufrührerische Witz, der eine Lage illuminiert, sie überprüft und meistert, der Witz, der zugleich lästert und läutert und die Dummheit peitscht, gehört nicht zur Mitgift des Masuren. Und wahrscheinlich – als Masure beeile ich mich, das festzustellen

– ist deshalb das Lachen des Masuren ein durch und durch humorvolles Lachen. Denn wenn wir, streng folgernd und systematisierend, wie es der Gegenstand in Deutschland verlangt, den Humor zunächst gegen Satire und Witz abgrenzen, werden wir zu ganz bestimmten anthropologischen Kennzeichen gelangen, Kennzeichen, die den Humor in Verbindung bringen mit Wärme, pfißiger Selbstbeschränkung, Solidarität im Mißgeschick, fideler Einfalt, geduldigem Mitleid, Güte womöglich. Ohne den geringsten Hang zur Wertung möchte ich feststellen; daß gemütliche Stiernackigkeit den Humor eher bezeichnet als ein schönes abstraktes Spiel des Geistes, bei dem man mit dünnster Nadel kämpft. Somit läßt sich also folgern, daß die Eigenarten des masurischen Humors zugleich die Ufergreifenden Kennzeichen für den Humor überhaupt sind, zumindest dürfen wir sagen, daß der masurische Humor als Humor angesehen werden darf. Denn er fügt sich nicht nur dem systematischen Zugriff, er entspricht auch zureichend dem Charakter der Landschaft: Unterwürfigkeit nämlich, Passivität, der Willigkeit, ein Geschick zunächst anzuerkennen und über dies Solidarität aufzubringen; die masurische Landschaft, möchte ich mal sagen, legt solch ein Verhalten nahe. Ich denke an tief an den Boden geduckte Strohkaten, an die viel erwähnte Unberührtheit der Seeufer. Ich denke an eingeschneite Höfe inmitten terroristischer Winter, an den zögernden Wuchs genügsamer Kiefern, an lautlose Heide und an unentmutigte Armut auf sandigen Feldern. Rauchfahnen von kleinen, altmodischen Schleppern stehen in der Luft, behäbige Fahrzeuge, die große Flöße über die Seen manövrieren. Treidelfischer wuchten mit harten Rufen die Leinen des Hauptnetzes unter der Eisdecke entlang. Die Stille schilfbestandener Buchten, das flimmernde Geheimnis der Moore, der quietschende Treck der

Pferdewagen zu den Märkten, das trübselige Schweigen zahlreicher Kriegerdenkmäler: all dies gehört zur Landschaft Masurens. Und es gehören zu ihr Bilder einer gern fotografierten Schwermet des Feierabends: wehende, zerrissene Netze vor armseligen Fischerhütten, alte, reglose Männer auf schiefen Holzbänken, Kinder in dürftigen Kitteln, die sich mit lebendigem Spielzeug begnügen müssen (mit Hahnche, Huhnche und Ferkelche), sowie kahle, holprige Marktplätze, niedergebrannte Holzfeuer der Flößer und die unvermeidlichen Erntewagen. Keine leuchtende Wachsamkeit, kein heller Traum liegen in diesen Bildern, die Heiterkeit wirkt nicht nutzlos, und das Licht enthält keine Herausforderung – Genügsamkeit, Bescheidung, Ergebenheit, fragloses Einverständnis geben sich überall zu erkennen. Man hat sich abgefunden, man hat sich eingerichtet. Wie sehr ein Masure sich abgefunden haben kann und welcher Art – allenfalls – sein formulierter Protest ist, belegt ein Vorkommnis in einem Zirkus.

Aberglauben und listige Dauerskepsis schufen sich eine eigene Logik des Verhaltens. Ein anspruchsloses, aber zutreffendes Beispiel dafür liefert die Geschichte von Karl Baltruschat:

„Karl Baltruschat sitzt auf einer Bank in den Anlagen der Kreisstadt und vergnügt sich mit der Beobachtung der Gänse, Schwäne und Enten. Plötzlich tritt ein Nachbar aus seinem Dorf zu ihm, begrüßt ihn langwierig und gehörig, setzt sich zu ihm und beginnt schließlich, sich zu wundern. Wundert sich dergestalt, daß er seine Neugierde nicht zurückhalten kann und nach vorbereitendem Schlucken fragt : »Und was, Karl Baltruschat, hat dich gefiert in de Kreisstadt?« – »Es hat mich«, sagt darauf Baltruschat, »in de Stadt gefiert de Sorge meiner Frau : weil wir nämlich in unserer Verwandtschaft viele, eigentlich viel zu viele Todesfälle hatten in

der letzten Zeit, war meine Frau so verängstigt, daß sie mich hat hierhergeschickt. Zum Doktor. Zur Untersuchung. Sie hat einfach keine Ruhe jegeben nach all den Todesfällen. So war ich beim Doktor. Zur Untersuchung.» – »Und«, fragte der Nachbar, »was hast bezahlt beim Doktor?« – »Ich habe«, sagt Baltruschat, »acht Mark bezahlt. Gern sogar, denn der Doktor will doch leben.« – »Und Medizin«, fragt der Nachbar, »was hast bezahlt fier de Medizin?« – »Ich hab«, sagt Baltruschat, »zwölf Mark bezahlt fier de Medizin, gern sogar, denn der Apotheker will ja auch leben.« – »Zeig man«, sagt der Nachbar, »was ist das für e' Medizin?« – »Die Medizin«, sagt Baltruschat, »hab ich natierlich ins Wasser geschmissen, weil ich will doch auch leben.«

An dieser Logik kann ich als Masure keinen Anstoß nehmen.

Siegfried Lenz: „Beziehungen“
Ansichten und Bekenntnisse zur Literatur

INHALT

- 3 Kulturerbe und deutsche Minderheit
Von Uwe Hahnkamp
- 5 Hinter Kirchen und Kapellen
Von Gert O. E. Sattler
- 6 Gedenktage im November
Von Günter Schiwy
- 12 Letzte Rosen
Von Hans Hartmut Karg
- 13 Novembergedanken
Von Regina Meier zu Verl
- 15 Auch der November hat...
Ein Gedicht von Klaus-Jürgen Schwarz
- 16 Laubfall, Der Augen Blick
Von Stefan Pioskowik
- 17 Der Laternen- oder Martinsumzug
Von Günter Schiwy
- 21 Aus dem Leben von Dr. Nelly Marianne Wannow
- 28 Einladung zum „ Sorquittner Gespräch“
- 29 Einladung zum Festgottesdienst in Warpuny
- 30 Projekt: „Online-Museum“
- 31 Lächeln und Geographie. Über den masurischen Humor
Von Siegfried Lenz

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo,
Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Dr. Nelly Marianne Wannow: „Ich war und bin eine Danzigerin“

S. 21



Masurische Landschaft im November **Foto: Ewa Dulna**